

**Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

**Die Vorbilder der deutschen Schauspielkunst**

**Höcker, Gustav**

**Glogau, [1899]**

I. Der kleine Mimiker und Deklamator

[urn:nbn:de:bsz:31-37810](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-37810)

# Ludwig Devrient,

der geniale Meister der Schauspielkunst.



## I.

### Der kleine Mimiker und Deklamator.

„Ludwig! Ludwig! wo steckst Du?“ rief ein kleines, etwa neunjähriges, sehr hübsch gekleidetes Mädchen, welches eben aus dem Hausflur in den Hof getreten war und sich in dem menschenleeren Raume vergeblich nach dem Träger des Namens umsah, den sie eben gerufen hatte und bestimmt hier anzutreffen erwartete.

„Schwester Thereschen!“ antwortete eine fröhliche Stimme aus den Wipfeln eines Apfelbaumes, der einzigen Naturzierde des Hofes, und gleich darauf kam der besagte Ludwig behend den Stamm herabgerutscht.

Der Knabe, der ein Jahr jünger sein mochte als die Schwester, eilte auf die letztere zu.

„Habt ihr denn Ferien?“ fragte er, indem er ihr beide Hände drückte.

„Nein; aber es wird heute im Pensionate gefest und gescheuert. Da habe ich Erlaubnis erhalten, nach Hause zu gehen, und darf den ganzen Tag hier bleiben.“

„Den ganzen Tag!“ rief Ludwig. „Ei, das ist schön. Da können wir nach Herzenslust miteinander spielen.“

„Ja,“ nickte Therese freudestrahlend. „Wir wollen gleich anfangen. Was wollen wir zuerst spielen? — Was hast Du? Habe ich Dir denn etwas gethan?“ unterbrach sie sich, als sie die Miene des Bruders plötzlich eine eiskalte Strenge annehmen sah, die man dem kindlichen Gesicht gar nicht zugetraut hätte. Verwundert glitt ihr Blick an ihrer eigenen niedlichen Gestalt herab, als wollte sie nachforschen, ob vielleicht an ihrer Kleidung irgend etwas Mißfälliges auszufetzen sei; dann schaute sie kopfschüttelnd wieder auf den Bruder. Ein Schreckensschrei entfuhr ihren Lippen; denn in Ludwigs Gesicht war schon wieder eine Veränderung vorgegangen. Wilde Blicke sprühten aus den großen schwarzen Augen, ein satanisches Lächeln umspielte den Mund, jede der beweglichen Gesichtsmuskeln, ja sogar die etwas lange, bis dicht an die Oberlippe herabreichende Nase schien aus ihren Linien verrückt, und eine wahre Teufelsfrage grinste dem Mädchen entgegen.

„Papa!“ schrie die Kleine, ihre Blicke hilfesuchend nach den Hoffenstern emporrichtend, „Ludwig fängt schon wieder mit seinem Gesichterschneiden an, um mich fürchten zu machen.“ Da ihr Appell an die Rückfronte des Hauses fruchtlos blieb, setzte sie weinerlich hinzu: „Ich sage es der Mademoiselle Françoise!“ und wandte sich zum Gehen.

Der Name seiner gefürchteten Gouvernante wirkte auf den Knaben mehr als der Anruf des Vaters.

„Bleibe nur da, Thereschen,“ bat er einlenkend, „ich bin ja schon wieder freundlich! Siehst Du?“

Wirklich blickte Therese, als sie sich nach dem Bruder umwandte, in ein so überaus vergnügt lachendes Gesicht, daß sie unwillkürlich davon angesteckt wurde und, eben noch eine Thräne zerdrückend, in das fröhlichste Gelächter ausbrach.

Aber kaum war sie dem Bruder wieder näher getreten, da mischte sich mit dem heitern Ausdruck in dessen Zügen ein unsag-

bares Etwas von Dummheit, was sich bis zu der tölpelhaften Freude eines Blödsinnigen steigerte, wobei aus den dunkeln Augen der Humor des Wahnwitzes lachte, so daß das Gesicht fast noch schrecklicher anzusehen war als vorhin die Teufelsfrage.

„Mademoiselle Françoise!“ schrie Therese, ihre Augen mit beiden Händen bedeckend, nach den Fenstern hinauf und wollte die Flucht ergreifen.

„Es war ja nur Spaß!“ beschwichtigte der kleine Mimiker die Schwester, indem er sie am Arme zurückhielt. „Ich will ganz gewiß keine Gesichter mehr machen. Komm, Thereschen, ich werde Dir jetzt zeigen, wie Monsieur Jacques Voltin geht.“

Der eben genannte Herr nahm im Comptoir des Vaters eine untergeordnete Stellung ein und spielte eine so lächerliche Figur, daß bei seinem Anblick die Knaben auf der Straße stets laut aufjubelten. Therese konnte sich daher nicht enthalten, die Hände ein wenig von ihren Augen zu kipfen und neugierig nach dem Bruder zu schielen.

Dieser bewegte sich, die Beine stark nach einwärts gebogen und mit den Armen, deren er offenbar zwei zu viel zu haben schien, umholsen hin und her schlenkernd, wie ein Plumpjack in Menschengestalt vor ihr auf und ab.

„Wenn das Mademoiselle Françoise sähe!“ lachte Therese, welche eine unbestimmte Ahnung hatte, daß — was man im ganzen Hause wußte — die schon in sehr reifen Jahren stehende Gouvernante eine zärtliche Neigung für den viel verspotteten Monsieur Voltin im Herzen trug.

Und wirklich wollte das Unglück, daß Mademoiselle Françoise Zeuge dieser Scene war. Sie hatte schon vorhin Theresens Ruf vernommen und war ans Fenster getreten. Als sie jetzt ihren Zögling in der eben beschriebenen Haltung und Gebärde in Hofe herumstolpern sah, erkannte sie sofort das ihr so teure Urbild und riß wütend das Fenster auf.

„Louis, venez en haute! tout de suite!“ tönte die schneidende Stimme der Französin herab.

Der Gerufene wußte, was es heißen wollte, sich dem Gebote der Gouvernante zu widersetzen. Gebeugten Hauptes leistete er Gehorsam.

Zur Belohnung für seine mimisch-plastische Vorstellung wurde ihm oben eine so umfangreiche Strafarbeit aufgegeben, daß es mit dem fröhlichen Beisammensein des Geschwisterpaares für den ganzen Tag vorüber war. . . .

Der hier erzählte kleine Vorgang spielte sich um das Jahr 1792 in dem Hause Nummer 19 der Brüderstraße in Berlin ab. Dort befand sich die angesehenere Kaufmannsfirma Philipp Devrient, welche ein bedeutendes Weiß- und Strumpfwarengeschäft betrieb und in Rußland und Polen große Agenturen unterhielt. Der Inhaber des Handelshauses war aus Prenzlau gebürtig; seine Vorfahren aber stammten aus Holland, und der richtige, in den Niederlanden allgemein verbreitete Familienname lautete de Brient.

Die Mutter des kleinen Ludwig, welcher am 15. Dezember 1784 in Berlin das Licht der Welt erblickt hatte, war des Vaters zweite Frau gewesen und bald nach der Geburt des Knaben gestorben. Seine beiden Stiefbrüder waren bereits erwachsen; Philipp unterstützte den kränklichen Vater in der Leitung des Geschäfts, dem zweitältesten Sohne, Emanuel, waren die russischen Agenturen übertragen. Der alte Devrient, ein kleiner, zierlich gebauter Herr von gemessener Haltung, stand bereits in vorgerücktem Alter und wußte sich in das seltsame, widerspruchsvolle Wesen Ludwigs nicht zu finden, der für alle Eindrücke leicht empfänglich und dabei weichen, gutmütigen Herzens war, aber auch leicht in leidenschaftliche Hestigkeit geriet.

Mademoiselle Françoise Gelebe, welcher zu Hause seine Beaufsichtigung anvertraut war, galt als die schrecklichste aller französischen Bonnen. Die Kinder der Nachbarschaft nannten sie nur

„die Medusa.“ Sie haßte den unbändigen Knaben und veräumte keine Gelegenheit, den schwachen Vater gegen ihn zu erbittern. Die Dienerschaft schob den Knaben beiseite und vernachlässigte ihn.

So verlebte Ludwig, ungeliebt und unverstanden, verwahrloßt und vereinsamt, eine traurige Knabenzeit. Nur höchst selten nahm er an den Spielen seiner Altersgenossen teil. Am liebsten hockte er in einem Winkel, mit seinen dunkeln Augen vor sich hinbrütend, oder hielt Selbstgespräche, mit denen er, obwohl sie meist keinen Zusammenhang hatten, sich selbst doch ungemein rührte und erschütterte. Die Kirche besuchte er gern. Zwar verstand er von der Predigt fast soviel wie gar nichts, da seine Familie nur die französische reformierte Kirche besuchte, welcher sie angehörte; dennoch gefiel ihm der pathetische Ton des Predigers, der da hoch oben auf der Kanzel stand, und die Aufmerksamkeit, womit die Gemeinde lauschte, feuerte ihn an, es dem Redner gleichzutun. Wenn er sich im Freien befand, ahnte er den Kanzelton nach und suchte sich dazu einen erhöhten Stand aus, im Tiergarten eine einsame Bank, zu Hause den Apfelbaum im Hofe. Der Baum namentlich war Zeuge seiner tollsten rhetorischen Versuche. Ludwig bemalte sich dazu das Gesicht mit Ruß, und unter den furchtbarsten Grimassen und den wildesten Bewegungen schrie er den ersten besten Unsinn, der ihm gerade einfiel, in hochpathetischem Tone in den Hof hinab, wo die versammelten Nachbarskinder sich halb tot lachten, und trieb dazu sonst noch allerlei Possen. Oft kam er zum Unsinken erschöpft vom Baume herunter, und dann erwartete ihn, ob des Lärms und der von Ruß und Harz beschmutzten Kleider, eine endlose Strafpredigt der Gouvernante oder wohl gar eine handgreifliche Züchtigung.

Die Tyrannei der Französin, aber auch die Furcht vor der Schule, in der er nichts lernte, reizte in Ludwig den Entschluß, in die weite Welt zu gehen. An einem frühen Morgen



Ludwig Devrient.



ließ er heimlich davon. Er schlug den Weg nach dem Tiergarten ein. Dort begann ihn bald Hunger und Durst zu quälen; denn er hatte nicht gefrühstückt und sich auch nicht mit Proviant versehen. In den Gartenrestaurants, den sogenannten „Zelten,“ trank er die Bierneigen aus, welche noch vom vorigen Abend auf den Tischen stehen geblieben waren.

Als man ihn zu Hause vermißte, wurde das ganze Comptoirpersonal aufgeboten, den Flüchtling zu suchen. Was den stinken Füßen der jüngeren Angestellten, welche in den Straßen Berlins umherforschten, nicht gelang, erreichte der richtige Instinkt eines älteren Herrn. Das war Herr Trautmann, der im Devrientschen Hause schon seit langen Jahren den Buchhalterposten bekleidete und fast wie ein Familienmitglied betrachtet wurde. Der welt-erfahrene, menschenkundige Mann dachte sogleich an den Tiergarten als das nächste Ziel jugendlicher Ausreißer, denen es nicht ganz ernst um die Nimmerwiederkehr zu thun ist. Er durchstreifte den Park ziemlich gemächlich, und in Charlottenburg fand er den Flüchtling. Bei Ludwig hatte sich zu den Qualen des Hungers inzwischen auch das Heimweh eingestellt, und mit großer Bereitwilligkeit ließ er sich von dem Buchhalter, der ihm wohlwollend gesinnt war, in das väterliche Haus zurückführen.

Der kindische Fluchtversuch brachte eine Besserung in Ludwigs Lage. Sein ältester Bruder Philipp hatte längst erkannt, daß die gehässige Strenge der französischen Bonne, welcher der Knabe schutzlos anheimgegeben war, einen unheilvollen Einfluß auf dessen Charakterentwicklung ausüben mußte. Seinen ersten Vorstellungen gelang es, den Vater zu bewegen, daß Ludwig der Machtsphäre der Französin entzogen und zu einem Lehrer der königlichen Realschule in Pension gegeben wurde.

Dort fielen ihm Gellerts Fabeln in die Hand, und damit hatte er den rechten Gegenstand für seinen Trieb zum Deklamieren gefunden. Die metrische Form, die er bisher noch nicht gekannt,

entzückte und begeisterte ihn. Die schön fließenden Verse, welche einen sinnigen Gedanken ausdrückten, nahmen sich doch ganz anders aus als die selbstgemachte Prosa, die er früher vom Apfelbaum heruntergeschrieben hatte. Bald wußte er alle Stücke, die ihm besonders gefielen, auswendig. Namentlich war es das Gedicht „Der Reisende,“ was ihn besonders ansprach. Er deklamierte es so schön und ausdrucksvoll, daß einer seiner Schulkameraden sich gar nicht daran satthören konnte.

Eines Tages, als beide miteinander im Tiergarten promenierten, mußte Ludwig eine der Ruhebänke besteigen und das Gedicht wieder vortragen. Er begann:

„Ein Wanderer hat den Gott der Götter,  
Den Zeus, bei ungestümem Wetter  
Um stille Luft und Sonnenschein.  
Umsonst! Zeus läßt sich nicht bewegen,  
Der Himmel stürmt mit Wind und Regen,  
Denn stürmisch sollt' es heute sein.“

Währenddem hatte der Freund ein Buch aus der Tasche gezogen, in welches er hineinschaute. Dabei nickte er oft zustimmend mit dem Kopfe.

Ludwig deklamierte weiter, wie aus einem Hinterhalt ein Pfeil auf den unzufriedenen Wanderer zuschwirrt, aber, durch Wind und Regen in seinem Fluge aufgehalten, kurz vor seinem Ziele unschädlich zu Boden sinkt.

„Du bist ein Mordskerl!“ rief der Zuhörer bewundernd. Ludwig gebot mit einer Handbewegung Schweigen und donnerte den Schlußvers von der Bank herunter:

„O Thor! läßt Zeus sich zornig hören,  
«Wird dich der nahe Pfeil nun lehren,  
Ob ich dem Sturm zuviel erlaubt?  
Hätt' ich dir Sonnenschein gegeben,  
So hätte dir der Pfeil das Leben,  
Daß dir der Sturm erhielt, geraubt.»“

„Wahrhaftig, Du bist ein Mordskerl!“ wiederholte der Kamerad und schlug auf das Buch. „Du bist mehr, als Du selber weißt. Genau so, wie es hier steht, hast Du das Gedicht gesprochen.“

„Nun natürlich, weil ich es auswendig weiß,“ antwortete Ludwig.

„So meine ich's nicht, sondern weil Du jedes Wort richtig betont hast.“

„Das versteht sich doch von selbst,“ versetzte Ludwig.

„Nein, das versteht sich nicht von selbst,“ entgegnete der andere. „Siehst Du, in diesem Buche steht das Gedicht ebenfalls; aber über gewissen Worten sind Zeichen gedruckt. Nun höre, was in der Vorrede gesagt ist.“

Er las dem erstaunt Aufstorchenden Folgendes vor: „In diesem Büchlein sind Anweisungen und sonstige Winke gegeben, wie die Gedichte vorgetragen, wie die Worte betont werden müssen. Es giebt allerdings junge Leute, welche von Haus aus ein so richtiges Verständnis für das vorzutragende Gedicht haben, daß sie der hier gegebenen Fingerzeige nicht bedürfen. Für diese ist dieses Büchlein nicht bestimmt. Aber prüfe sich auch ein jeder wohl, daß er sich nicht überschätze; denn solche junge poetische Genies sind höchst selten.“

Der Freund schlug das Buch zu. „Hast Du's gehört? Du bist ein junges poetisches Genie!“

Dem Deklamator schwoll der Ramm. Er sprang von der Bank herab, ging einige Schritte hin und her und wiederholte mit erhobener Stimme:

„Ein Wanderer bat den Gott der Götter!“

„Ja, Du sprichst es sehr schön,“ sagte der Kamerad, „und so ganz aus Dir selbst heraus. Das macht das poetische Genie. Ach, wenn ich es doch auch so könnte!“

„Versuche es,“ riet Ludwig, „richte Dich genau nach den Anweisungen, die Dir Dein Buch giebt.“

„Das habe ich schon probiert, aber es hilft mir nichts. Wenn ich auch die Worte betone, die in dem Buche hervorgehoben sind, so kommt das bei mir doch ganz anders heraus als bei Dir. Ich habe mir schon den Kopf zerbrochen, woran das liegen kann. Weißt Du was! Meine Mutter hat mir ein Stück Zwiebelfuchen zur Vesper gegeben. Lehre mich das Gedicht so hersagen, wie Du es vorträgst, und ich gebe Dir dafür den Zwiebelfuchen.“

„Her damit!“ rief Ludwig. „Ich will Dein Lehrer sein.“ Der Schulkamerad griff in seine Tasche und brachte den in Papier eingeschlagenen Kuchen zum Vorschein, den er seinem Deklamationsmeister als Vorauszahlung überreichte. Ludwig verzehrte das leckere Gebäck mit großem Behagen; denn nichts ging ihm über Zwiebelfuchen.

„Nun gib acht!“ begann er seine Lektion, als der letzte Brocken hinuntergeschlungen war. „Ich werde Dir jetzt Zeile für Zeile vorsprechen, und genau in derselben Betonung sprichst Du mir's nach. Auch auf meine Handbewegungen paß auf; denn das gehört mit zum Vortrag.“

Wohl ein Duzend Mal wurde das Gedicht durchgenommen; aber nicht ein einziges Mal gelang es dem Schüler, den Ton des Lehrers zu treffen. Wo er laut sprechen sollte, schrie er, und die ihm vorgemachten Handbewegungen ahmte er überaus linksch nach. Dabei sah er seinen Vortragsmeister, so oft dieser ihn korrigierte, mit dummer Bewunderung an. Ludwig legte eine wahre Engelsgeduld an den Tag.

„Ich sehe schon, ich muß die Sache anders anfangen,“ sagte er, als er sah, daß alle seine Mühe nutzlos verschwendet war, „ich werde das Gedicht jetzt genau so hersagen, wie Du es thust, vielleicht findest Du dann Deine Fehler leichter heraus. Also sieh mich an und höre genau zu!“

Ludwig trug nun das Gedicht ganz in der schleppenden, ungleichmäßigen Redeweise seines Freundes und mit allen falschen

Betonungen vor, nahm dessen Haltung und Gebärden an, machte die näselnde Stimme nach und glogzte ihm dabei mit derselben dummen Verwunderung ins Gesicht.

„Siehst Du, so machst Du's,“ sagte er, als er geendet hatte.

Der Freund nahm jedoch diese Art der Belehrung gewaltig übel. Die Überlegenheit des „jungen poetischen Genies“ hatte er gern anerkannt; daß ihn dieses aber in einen Spiegel blicken ließ, welcher alle seine Fehler mit haarscharfer Treue zurückwarf, brachte ihn aus der Fassung.

„Hol Dich der Teufel!“ schrie er wütend seinen Lehrer an und lief eiligst davon.

Ludwig war über diese Wirkung der von ihm eingeschlagenen Methode anfangs verblüfft. Dann aber bemächtigte sich seiner ein erhebendes Selbstgefühl, eine Gabe zu besitzen, die vielen andern verfaßt war, und mit stolzem Behagen sagte er sich, daß er mehr könne, als Zwiebelkuchen essen.



## II.

### Der Knopfmacherlehrling.

Ludwig wurde in der Schule wie ein Wunder angestaunt, wenn er ein Gedicht aufzusagen hatte; denn das that ihm keiner nach. Um so mehr blieb er in allen andern Dingen hinter seinen Mitschülern zurück. Nachdem er konfirmiert worden war, mußte er als Kaufmannslehrling in das Geschäft des Vaters eintreten. Aber die Prosa der Strumpfwaren und der Contobücher gefiel ihm gar nicht. Eine um so größere Anziehungskraft übte das Theater auf ihn aus, welches er zuweilen besuchte. Hier wirkten Schauspielkräfte ersten Ranges; vor allen andern aber weckte das Spiel der großen Künstler Jffland und Fleck Ludwig's